

Unwahrscheinliche Basler Geschichten

Autor(en): Paul Schorno
Quelle: Basler Stadtbuch
Jahr: 1985

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/cd15c1b4-8710-4147-a090-34fd003d02cd>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

aus freiem Entschluss, sei von sich selbst nicht erhört. Mit sich selbst sei sie ins Ärgernis gekommen; sie habe ihr Mandat verloren, biete keinen Anstoss, vermittele die Besorgnis, dass das *Schaurige* jederzeit geschehen müsse. Zugesagt wolle er, dass ihm die Stadt sehr ähnlich geworden sei: er habe sich zurückbegeben in sich selbst, erkenne sich nicht mehr; die Stadt sei zum Spiegel der eigenen Vergessenheit ge-

diehen. Sich selbst sei er zur *Provinz* geworden; ungerührt schrumpfe er dem Verschwinden entgegen; seine Gedanken würden immer kleiner. Dass er nicht vermelden könne, wer er sei, störe ihn nicht; wie die Stadt werde er abgetragen, werde er weniger. Mit ihr habe er den Glauben an das Bewegliche verloren; er begehre ihn nicht zurück. Was er erkenne, sei das müssige Vergehen seiner selbst.

Paul Schorno: Unwahrscheinliche Basler Geschichten

Der Endlosschneefall

Die kleine, weisshaarige Frau, die an diesem Winterabend im Lehnstuhl am Fenster ihrer Altstadtwohnung durch die Fensterscheiben ins Freie blickte, war so alt, dass auf eine entsprechende Frage hin bestimmt viele Bürger behauptet hätten, sie sei bereits gestorben. Auf ihren kurzen Spaziergängen in der Nähe des Münsters begegnete sie hie und da noch Müttern, die ihren Kindern bei ihrem Anblick etwas ins Ohr flüsterten, worauf die Kleinen ungläubig dreinschauten. Die alte Frau hatte früher nämlich ihren Lebensunterhalt mit dem Erzählen von Märchen bestritten und war so eine Persönlichkeit des öffentlichen Lebens geworden mit einem recht grossen Bekanntheitsgrad. Doch obwohl sie sich vorwiegend in der Welt der Märchen eingerichtet hatte, war sie keineswegs weltfremd. Im Gegenteil. Sie hatte stets mit Leidenschaft am Leben, den Vorkommnissen und Veränderungen in der Stadt, nicht zuletzt auch im politischen Bereich, Anteil genommen. So hatte sie sich oft genug darüber geärgert, dass die Menschen schnell bereit waren, alte bauliche und geistige und moralische Substanz aus materiellem Ge-

winnstreben heraus zu opfern. In Leserbriefen an verschiedene Zeitungen hatte sie jeweils ihrem Unmut Ausdruck verliehen. Das hatte der kämpferischen Frau oft den Rat eingebracht, sie solle nicht ihre eigenen Märchen, sondern jene der Brüder Grimm und von Andersen erzählen.

Derartige Ratschläge waren jetzt nicht mehr notwendig, denn die Frau enthielt sich seit Jahren schon jeglicher Meinungsäusserung in der Öffentlichkeit. Zudem liess ihr Gedächtnis sie zusehends mehr im Stich, und wenn sie hie und da noch Märchen erzählte, brachte sie die Figuren und die Handlung so durcheinander, dass die Zuhörer auf diese Weise völlig neue Geschichten zu hören bekamen. Dass die alte Frau jetzt wie gebannt am Fenster sass, hatte mit einer meteorologischen Erscheinung zu tun, die in dieser Stadt höchst selten war: Es schneite schon seit vielen Stunden. Leicht und weiss und leise fielen die Flocken und wuchsen zu einem immer höher und dichter werdenden Teppich an. Ein Naturereignis schien zu bewirken, dass etwas geschah, was sonst selten vorkam: Die Stadt verlor ihr gewohntes Gesicht. Vor allem bereitete die Tatsache Mühe, dass fast der ganze Bus- und

Strassenbahnverkehr lahmgelegt war und das Funktionieren der selbstverständlich erscheinenden Einrichtungen täglich mehr beeinträchtigt wurde. Und unbeschwert und erbarungslos fielen sie weiterhin zur Erde, diese vom Himmel kommenden Flocken, diese und brachten Sträucher, Skulpturen und Markierungen aller Art zum Verschwinden, als wär dies alles nur ein heiterer Spass. Doch alte Menschen und Kinder getrauten sich kaum mehr ins Freie, und auch Menschen in den besten Lebensjahren bekamen es allmählich mit der Angst zu tun. Über der Stadt schien eine unendliche Stille zu sein, der jedoch etwas Fiebriges und Rätselhaftes innewohnte, so als läge in diesem Endlosschneefall eine Botschaft verborgen, die enträtselt werden müsste.

Von solchem Geist mochte in jenen Tagen auch das Bewusstsein der alten Frau bestimmt gewesen sein. Eine unvorstellbare Leichtigkeit soll sich mit Empfindungen der Angst vermischt haben. Oft kritzelte die am Fenster Sitzende mit Bleistift seltsame Zeichen und Figuren auf ein Blatt Papier oder schrieb Worte und Sätze nieder, die ihr plötzlich einfielen. Oft wurde sie von der Vision geplagt, Basel werde schliesslich im grossen Schnee verschwinden, und sie dachte nach, was wohl in aller Welt draussen über die Stadt und die Menschen hier gesagt und geschrieben würde. Die sich dergestalt jagenden Bilder und Vorstellungen gingen der Frau im Kopf und im Herzen um, und es ward ihr dabei recht bange. Eines Tages, man weiss nicht, ob aus einer Verwirrung des Gemütes oder des Geistes heraus, hatte die alte Frau das Fenster geöffnet und sich offensichtlich weit über die Brüstung geneigt, und zwar so weit, dass sie das Gleichgewicht verloren haben muss und im Schneeberg vor ihrem Haus versank. Sie erstickte und wurde erst Wochen später gefunden. Heute noch wird behauptet, sie sei so schön und un-

versehrt wie einstens Schneewittchen im Sarge aufgefunden worden.

Damit ist auch schon fast verraten, dass die Stadt am Rhein die meteorologische Drangsal schliesslich überstanden hat und sozusagen wiederauferstand. Die Lage normalisierte sich rasch, denn vor allem die Technokraten und ungebrochen fortschrittsgläubigen Menschen traten gerne und mit Eifer den Beweis an, dass alle Probleme lösbar sind, wenn man nur die richtigen Mittel einzusetzen versteht. Doch diese selbstsichere Art fanden einige Bürger kurzsichtig und unangebracht. Und sie überlegten sich, wie diesen Mitmenschen ein kleines Zeichen gegeben werden kann. Da erinnerte sich jemand an die Zettel der toten Märchenerzählerin, welche diese am Fenster sitzend mit den immer gleichen Worten beschriftet hatte. Als eine Art Vermächtnis sandte man sie an die Redaktion der einzigen hier noch gedruckten Zeitung mit der Bitte, sie zu veröffentlichen.

Am andern Tag standen auf der Frontseite des Blattes mit roten Lettern quer über einen politischen Artikel hinweg die Sätze: Vergesst die grosse, weisse Stille von damals nicht. Und: Woran würde man sich in der Welt draussen erinnern, wenn unsere Stadt vom Erdboden verschwunden wäre?

Warum fliesst der Rhein nicht in cis-moll?

Sein Protest, vor allem in dieser Schärfe, kam ziemlich unerwartet, hielt sich doch der alt ehrwürdige Mäzen sonst eher im Hintergrund und schaltete sich kaum mehr ins Alltagsgeschehen der Stadt ein. Doch nun stellte er, der sein Leben ganz der Musik geweiht hatte, in einer Preisverleihungsrede die überraschende Frage an alle, die bereit waren sie zu hören,

wie es denn habe kommen können, dass der Rhein mit einemmal nicht mehr in cis-moll fliesse, sondern in einem für ihn ärgerlichen a-moll stadtauswärts dahinrausche. Die gestellte Frage verband der Mäzen mit der Vermutung, man wolle ihn möglicherweise absichtlich ärgern, um ihn aus der Stadt zu vertreiben. Er erweiterte seine Anwürfe noch mit dem Bild einer Stadt, die ohnehin nicht mehr viel für Geist und Kultur übrig habe und eigentlich nur noch aus Gewohnheit Dinge weiterbetreibe, die sie nicht ohne bewussten Willensakt einfach absterben lassen könnte.

Selbstverständlich blieben die Äusserungen des Mäzens nicht ohne Auswirkungen. So begaben sich in den folgenden Tagen die besten Musiker der Stadt hinunter an den Rhein, standen am Ufer, horchten, prüften und horchten wieder, griffen schliesslich zu Kugelschreiber und Notizpapier, um die Beobachtungen festzuhalten. Diskussionen entbrannten, allerdings nur in kleinen Gruppen, und ohne dass sie das Format eines breitgefächerten Stadtgesprächs angenommen hätten. Die Darlegung konkreter Ergebnisse suchte man in der Zeitung vergeblich, dafür schrieben kulturell interessierte Leute Artikel, in denen zu lesen war, dass es der verdiente Mäzen weiss Gott nicht verdient habe, so behandelt zu werden. Allmählich jedoch schief die Diskussion ein, denn allenthalben wurde die Meinung vertreten, die Angelegenheit erledige sich schliesslich von selbst.

Doch dann sorgte ein Flugblatt, das an alle Haushaltungen verteilt wurde, vor dem völligen Verstummen der Diskussion nochmals für Aufregung, denn darin wurde offen die Frage formuliert, seit wann die Rede davon sei, dass der Rhein sein Wasser in cis-moll führe, und wie sich so etwas überhaupt feststellen lasse. Diese keck und unverfroren formulierten Fragen lösten bei einem Teil der Bevölkerung be-

freies Lachen aus, andere jedoch waren betrübt und lamentierten, dass Menschen, die sonst für gewöhnlich jedem Unsinn aufsässen, nun eine Erkenntnis und ein Faktum anzweifeln, das zu glauben für jeden echten Basler Ehrensache sei. Auch der Mäzen reagierte grimmig und forderte die skeptischen Bürger auf, doch endlich mit offenen Ohren dem Rauschen des Rheinwassers zuzuhören. Und weiter meinte er in dem betreffenden Zeitungsartikel, er weigere sich anzunehmen, dass die Menschen hierzulande so taub und abgestumpft sein sollten, wie es bestimmte Kreise mit dem Hinweis auf den gesunden Menschenverstand der Einwohner zu behaupten ein Interesse hätten. Verschiedene Gremien und Institutionen trafen sich zu Sondersitzungen, in denen besprochen wurde, wie es nun weitergehen solle.

Doch mitten in diese Tage des Beratens hinein fiel der plötzliche Tod des Mäzens. Und schon wurde in der Zeitung geschrieben, dass die Undankbarkeit der Bürger hierfür verantwortlich gemacht werden müsse und dass alle miteinander die Schuld zu tragen hätten. Doch bald rückte das Interesse der Leute am Testament des Verstorbenen in den Vordergrund, denn man erhoffte sich grosszügige Schenkungen zuhanden der Stadt. Mit jedem Tag stieg die Neugier, und jedermann erwartete endlich das Ergebnis der Testamentseröffnung. Und so konnte man anderntags in der Zeitung lesen, dass der Verstorbene sein ganzes Geld der Gründung eines Instituts zur Verfügung stelle, in der von Generation zu Generation nichts anderes betrieben werden dürfe als die Überprüfung der Frage, warum es notwendig sei, das Wasser des Rheins in cis-moll fließen zu lassen und . . . doch nach diesen Worten hatten die meisten Leser der Zeitung das Blatt bereits mit wütender Gebärde beiseite gelegt.